Brief aus Moritzburg

an die Mitglieder und Freunde
des Vereins Ev.-Luth.
Diakonenhaus Moritzburg e.V.

Ev.-Luth. Diakonenhaus Moritzburg e.V. · 01468 Moritzburg · Schlossallee 4

Brief Juli 2010

Inhalt

Das gute Wort
Tobias Knöller, 8. Semester FH, Moritzburg

Rufer in der Wüste
Diakon Klaus-Peter Naumann, Bremen

RAGA oder der Moritzburger Gemeinschaftstags-Vierkampf
Diakonin Theresa Matthes, Brand-Erbisdorf

Bildreportage
Diakon Dietmar Ludwig, Treuen

Ein Großbrand und seine Folgen
Rektor a.D. Folkert Ihmels, Dresden

„Wir sind dann mal wech"
Diakon Peter Nestler, Lugau

20 Jahre Partnerschaft
Diakon Helmut Richter, Moritzburg

Abschied von der „Kapelle zum guten Hirten"
Diakon Klaus Tietze, Moritzburg

Impressum **„Brief aus Moritzburg"**

Herausgeber und Verleger:
Ev.-Luth. Diakonenhaus Moritzburg e. V.

Spendenkonto: Landeskirchliche Kreditgenossenschaft, Konto 101122220, BLZ 850 951 64

Fotos: Dietmar Ludwig, Peter Nestler, Helmut Richter, Archiv Diakonenhaus Moritzburg, privat

Redaktionskreis: Helmut Richter, Klaus Tietze, Evelyn Winkelmann

Redaktionsschluss: 15. Juni 2010

Liebe Schwestern und Brüder,
liebe Freundinnen und Freunde unseres Diakonenhauses!

Vier Hände am Klavier, fotografiert beim Konzert in der Moritzburger Kirche, lassen ahnen, dass eine Menge Übung nötig ist, um einen Hörgenuss bereiten zu können. Klar: Ohne Taktgefühl, ohne Rücksichtnahme, ohne Aufeinander-Eingehen wird da gar nichts – oder schlimmstenfalls ohrenbetäubender Lärm.
„Nachklänge" erreichen uns in diesen Sommertagen. Ein bewegtes Frühjahr klingt nach – dieser Brief mit seinen Beiträgen belegt dies ausdrücklich. Er erzählt davon, was uns in der Pfingstwoche in Moritzburg aufhorchen ließ. In diesem Brief wird davon berichtet, dass der 2010er Gemeinschaftstag keinesfalls als „viel Lärm um nichts" erlebt wurde.
Weiterhin erklingen nachdenkliche Töne von einem, der in der Osterwoche zum Pilgern auszog, und der von den gesammelten Erfahrungen noch lange zehren will.
Unvergesslich ist für die Beteiligten der „kurze Brüdertag" von 1970 – unser früherer Rektor, Folkert Ihmels, ruft dieses besondere Ereignis in die Erinnerung.
Partnerschaft kann auch nach 20 Jahren noch reizvoll sein – das ist die Botschaft, welche einstimmig der Nordschwarzwaldkonvent der Karlshöhe und der Dresdner Konvent unserer Gemeinschaft übermitteln.
Der Gast aus Moritzburg war Augen- und Ohrenzeuge beim Abschied der Kirchgemeinde Gorbitz von der Kapelle „Zum guten Hirten". Dabei wurde Dankbarkeit laut, aber auch Klage - und schließlich lag Zukunftsmusik in der Luft.
All dies ist nur ein kleiner Ausschnitt von dem, was vom Frühjahr 2010 in uns nachklingt.
In diese Klänge mischen sich jene, die wir aus Kirche und Gesellschaft zu hören bekamen – die Rücktritte mit Paukenschlag, die leisen Abgänge, allerlei Koalitionskrach und das Klappern mit der Sparbüchse (das wohl zumeist den Kleingeld-Verdienern gilt). Hinzu kommen die vielen persönlichen Klagelieder und Freudengesänge. Alles zusammen ein beeindruckender Klangteppich!
Welche Eindrücke überwiegen, mit welchen „Ohrwürmern" sind wir demnächst unterwegs?
Mögen Missklänge die guten Nachklänge schöner Erlebnisse und guter Begegnungen nicht ganz und gar übertönen!
Nicht zu überhören sind derzeit die Klänge der Vuvuzelas, der berühmten und auch gefürchteten Instrumente, mit denen in Südafrika Begleitmusik zu Fußballspielen gemacht wird. Wenn dieser Brief bei Ihnen ankommt, wird auch dieser Klang nur noch nachklingen, weil die Fußball-WM dann schon wieder Geschichte ist. In unserem Brüderhaus fand sich bei etlichen Spielen eine fröhliche, sehr bunt gemischte Fangemeinde zusammen, die gelungene Spielzüge mit Lob bedachte und manches Tor bejubelte. (Wie der Beistand aus der Ferne dem deutschen Team geholfen hat, war bei Redaktionsschluss dieses Briefes noch nicht ersichtlich. Entweder sind „wir" groß herausgekommen – oder wir haben neue Bescheidenheit gelernt.)

Eine gesegnete Sommerzeit mit vielen schönen Begebenheiten, die das Zeug dazu haben, als Nachklänge weiter zu wirken!

Dies wünscht im Namen des Redaktionskreises

Ihr/Euer Klaus Tietze

„Haben wir eigentlich noch Hoffnung?"

„Hoffentlich!" Denn was wäre schon ein Leben ohne Hoffnung? Wenn wir uns den im Volksmund sehr umgänglichen Spruch „Die Hoffnung stirbt zuletzt" vor Augen halten, dann müsste in einem Leben, in dem nicht einmal mehr der kleinste Hoffnungsschimmer zu funkeln vermag, eine solche Finsternis präsent sein, die dazu führt, dass sich ein Mensch schon im Hier und Jetzt innerlich wie tot oder wie lebendig begraben fühlt. Das Gefühl, losgelöst von jeglicher Hoffnung sein Dasein fristen zu müssen, ist demnach alles andere, als lebenswert.

In letzter Zeit wird auf unterschiedliche Art und Weise verstärkt wahrgenommen, dass insbesondere auch Diakoninnen und Diakone unter dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit z. B. in Form einer Burnout-Gefahr leiden - die das Gefühl haben, gerade im Dienst an Gott und den Menschen innerlich leer und ausgenutzt zu sein.

Was ist, wenn ich die vielseitigen Stimmen, das Lachen, Weinen und Fragen der Kinder, Jugendlichen und der älteren Menschen, aber auch meiner Kollegen nicht mehr hören kann und will? Wenn ich in diesen Personen ausschließlich nur noch eine Last sehe, obwohl ich ihnen durch meine diakonische Arbeit eigentlich selbst Lasten abnehmen bzw. sie auf pädagogischem Wege stärken möchte? Wenn ich dieses verspüre, rufe oder schreie ich vielleicht mit den Worten des 69. Psalms in meine aus Hilflosigkeit, Angst und seelischer Not bestehende Wüste hinein.

Angesichts des Themas unseres vergangenen Gemeinschaftstages stimmt hier insbesondere der vierte Vers nachdenklich: „Ich habe mich müde geschrien. Mein Hals ist heiser." Ich schreie und rufe, was das Zeug hält; was meine Stimme, meine ganze Seele hergibt … und werde doch über- bzw. gar nicht gehört. Von keinem Menschen, nicht einmal von Gott? Ja, wer und was soll mir angesichts dessen noch Hoffnung schenken können? Und, vielleicht aus

studentischer Sicht gefragt: Was motiviert mich angesichts dieser seelischen Gefahren überhaupt, einen solchen Beruf zu ergreifen, mich religionspädagogisch zum Diakon / zur Diakonin ausbilden und dann später einsegnen zu lassen?
„Damit Ihr Hoffnung habt!" - unter diesem Motto stand kürzlich der 2. Ökumenische Kirchentag in München. Hier besuchte ich einen katholischen Gottesdienst zu dem Thema „Diakonisches Handeln: Hoffnung in der Krise". In seiner Predigt betonte der die Messe leitende Bischof, wie wichtig gerade in der aktuellen Selbstfindungskrise der Kirche die Diakone seien, da doch insbesondere sie durch ihre helfende, verkündende und seelsorgerliche Arbeit einen direkten Kontakt zu den Menschen in den Gemeinden hätten und so ganz besondere Boten der christlichen Hoffnung für die Menschen und die Kirche seien. - Wahrlich, auch aus evangelischer Berufsperspektive ein hoffnungsvolles Wort…
Doch nach der Messe, bei ökumenischer Tischgemeinschaft mit Brezeln und bayerischen Spezialgetränken, platzte einem katholischen Mitbruder der Kragen: „Das sei ja mal wieder typisch Kirchenleitung!
Erst packen sie uns angesichts des Pfarrermangelns immer weiter mit Kasualverwaltungs- und Gemeindeleitungsaufgaben zu, und wenn die Karre dann ganz in den Dreck gerutscht ist, dann lass uns Diakone das Ding mal wieder freischaufeln; wir werden das ja - hoffentlich - auch noch irgendwie hinkriegen!" Schnell schlossen sich auch die anderen Kollegen und auch ich mit eigenen Ausführungen an und schon bald befanden wir uns mitten in einer ökumenischen Selbsthilfegruppe für berufsgeplagte Diakone. Es dauerte noch eine weitere Maß, bis dann alles einmal gesagt war und an unserem Tisch eine kurze Stille der Nachdenklichkeit eintrat.
„Und doch…", so durchbrach ein Mitbruder in einem ruhigen Ton mit einem Mal unsere Gedankenpause, „und doch ist es für mich der schönste und wichtigste Beruf, den es gibt! Ich kann mir gar nichts Besseres vorstellen. Ja, natürlich habe ich auch viel zu tun. Und oft fühle ich mich auch allein mit all den Aufgaben und Problemen, die ich zu bewältigen habe. Aber wenn ich so an die ganzen Begegnungen mit den Menschen in meiner Gemeinde denke, dann sind das doch so wertvolle Erfahrungen, die ich nirgendwo anders hätte machen können! Und außerdem ruft Christus uns doch selbst durch die Stimmen unserer Mitmenschen. Und

wer sagt schon, dass das Kreuz in seiner Nachfolge - und auf ihn zu - ein Leichtes ist?"
Wieder herrschte bei uns am Tisch eine kurze Stille. Und während ich dabei so in mein leeres Glas starrte, dachte ich zurück an die vielen Erfahrungen, die ich in den vergangenen Jahren - sei es im Studium in Moritzburg, in den Praktika, in meiner ehrenamtlichen Arbeit, in Familie und Freundeskreisen mit den verschiedensten Personen gemacht habe: Ja, da war doch was! Das ist doch nicht einfach so an mir vorbeigegangen! Da hat mich doch selbst jemand in einer Wüstensituation seines Lebens gerufen und ich habe mich rufen lassen…
Ja, diese Be-Rufung, in den unterschiedlichsten Wüstenmomenten des Lebens meinen Mitmenschen die frohe Botschaft des Evangeliums in Wort und Tat zuzurufen, haben wir uns zum Beruf gemacht. Und selbst wenn wir dabei einmal heiser, stumm und hoffnungslos werden, dürfen wir dennoch die Hoffnung haben, in all den Menschen Jesus Christus selbst zu begegnen und seinem Ruf nachzufolgen.
Sicherlich, eine Gefahr von Burnout kann das nicht von Heute auf Morgen bannen. In diesen Fällen ist eine berufliche Auszeit verbunden mit einer therapeutischen oder supervisorischen Beratung niemals wegzudenken. Und auch die große Kompetenz des selbstschützenden „Nein"-Sagens gehört immer noch zu den wichtigsten Präventionsmaßnahmen für eine im Berufsalltag durch Überlastung hervorgerufene Aussichtslosigkeit.
Dennoch kann dieses auch nicht ohne einen hoffnungsvollen Gedanken und Ruf an den funktionieren, der uns selbst gerufen hat. Denn er ist es, der uns in seiner Treue immer in unserer Situation hört, sieht, begleitet und immer wieder neu ruft (vgl. 1. Thess. 5, 24).
Darauf können und dürfen wir vertrauen! Damit wir sowohl im Heute als auch im Morgen in unserem diakonischen Handeln immer wieder neu die „Hoffnung haben" - und diese auch weiterschenken.

Tobias Knöller (8. Semester, FH)

Rufer in der Wüste

Diakon Klaus-Peter Naumann,
Bremen

Da sitze ich in unserer schön renovierten Moritzburger Kirche und höre noch die mächtigen und hallenden Gesänge aus vielen Kehlen – wirklich erhebend. Die Morgenandacht liegt gerade hinter uns. Und der Segen daraus und auch der der munteren Lieder hat mich froh gemacht.
Aber schon geht es weiter. Ein unscheinbarer Mensch wird angekündigt und tritt nach vorn ans Rednerpult: Torsten Uhlig, Pfarrer in Altensalz – wo ist denn das? Ich bin gut vorbereitet – denke ich. Meine Bibel liegt neben mir, mein Schreibbuch und der Füller – alles bereit. Da geht es auch schon ins Gebet und ich höre ihn beten: „...dass uns durch diesen Vormittag dein Wort reicher wird." Amen, ja – das wünsche ich mir wirklich.
Es geht an diesem Vormittag um die Propheten des alten Bundes. Rufer in der Wüste. Ein Thema ihrer Prophetie: „Recht und Gerechtigkeit". Der Redner legt los, kompetent und tiefgründig und scharf, wie ein zweischneidiges Schwert, das durch Mark und Bein dringt. Ich höre ihm zu und kann doch bei Weitem nicht alles fassen. „Wer Gutes empfängt und weitergibt, der soll auch wieder neu Gutes empfangen. Wer Gutes aber empfängt und für sich behält oder Böses weitergibt, der soll auch Böses empfangen" – so oder ähnlich kommt es mir am Anfang entgegen. Ist das so? Ich leide oft genug darunter, weil ich sehe, dass es den Bösen so gut geht und die Gutes tun, oft nicht entsprechend belohnt werden. „Ich wäre beinahe zu Fall gekommen und hätte den Boden unter den Füßen verloren, als ich sah, dass es den stolzen Menschen so gut ging trotz ihrer Bosheit!" (Psalm 73,2+3) Offensichtlich ging es auch schon Anderen so. Und dann hören wir, dass es nicht die Gottlosen und Bösen sind, denen ein Strafgericht Gottes angekündigt wird, sondern das Volk Gottes selbst. Dass das Gottesvolk voller Bestechlichkeit, Gier, voller Genusssucht und Eitelkeit ist. Dass Gutes schlecht und Schlechtes gut genannt wird.
Ich fühle mich angesprochen. Plötzlich sitze ich nicht im Jahre 2010 in Moritzburg in einer renovierten Kirche, son-

dern stehe im der Menge in Jerusalem und höre dem Propheten zu. Da steht der Prophet und predigt das Gericht Gottes. Und Gericht wird es geben um der Gerechtigkeit willen. Und es sind keine 2500 Jahre alten Worte, um die es geht – es ist das Wort Gottes, das sich aktuell und real hören lässt. „Wer diese meine Worte hört und tut sie ...“

Mein Stolz und meine Selbstsicherheit werden angesprochen. Meine Art, Themen, die mir weh tun, auszuweichen und Themen, die mir schmeicheln und mir wohl tun, immer und überall zu finden oder sogar hineinzuinterpretieren. Meine Lust, mich wichtig zu nehmen und mich bewundern zu lassen. Wow – das tut weh.

Der Prophet ruft mich in meine Wirklichkeit! Es ist vielleicht meine Wüste, nach meiner geistlichen Lust zu leben und zu glauben. Und nicht das Schweigen Gottes auszuhalten. Und die Worte, die mir nicht gefallen. Und die Wege zu gehen, die ich nicht gehen möchte.

Ich sehe diesen Pfarrer da stehen, asketisch könnte man ihn beschreiben. Johannes der Täufer vielleicht? Amos? Und ich bin auch deshalb beeindruckt, weil da einer steht, der das Zeug zum Professor hat und mit einer Sicherheit durch ein Fahrwasser steuert, bei dem ich längst Grund gerammt hätte. Der im Ausland promoviert hat. Und der dennoch in eine winzige Gemeinde als Landpfarrer zurückgegangen ist, um dort mit den Menschen zu leben. Mit ihren Sorgen, in ihrem Alltag. Beeindruckend. Da verstehe ich, wenn er sagt: „Propheten machen nicht bloß Aussagen, sie bewirken etwas. Weil Gott hinter dem Wort steht! Und weil sie leben, was sie predigen!“

Es gehört zum Dienst heute, das anzunehmen, wo man lebt. Ein Prophet steht nicht über den Dingen. – Ein Diakon auch nicht. Auch wenn wir offiziell eingesegnet worden sind und uns erst einmal nicht legitimieren müssen. Uns geht es aber trotzdem so, wie den Propheten damals: Gottes Wort ist nicht verfügbar! Wir wollen es bezeugen, werden deswegen vielleicht angefeindet, hinterfragt, widerlegt – geraten in An-

fechtung, weil es nicht so eintritt, wie geglaubt. Das gehört zur Existenz eines Propheten wie eines jeden Christen auch heute noch. Auch zu meiner Existenz. Ich bete für einen Menschen um Genesung – ohne Erfolg. Ich predige vollmächtig im Gottesdienst oder bei einem missionarischen Einsatz – niemand kommt zum Glauben. Wohin schaue ich? Auf Gott? Auf die Erfolge, falls sie eintreffen? Oder auf die Anfechtungen, wenn sie ausbleiben?
Jesus hat dies alles erlitten: Er lebte mitten unter uns. Hat das Leben der Menschen geteilt. Hat ihre Sünde auf sich genommen. Ist in Anfechtung geraten. Ohne Erfolg geblieben. Scheinbar gescheitert. Und hat sich gerade darum als das lebendige Wort Gottes erwiesen. Dies nachbuchstabieren, nachleben – jedenfalls es zu versuchen, das ist wohl mein Weg.
Ich habe eine Menge Tinte verschrieben. Meine Bibel habe ich kaum einmal in die Hand nehmen können. Das war gar nicht nötig. Ich war gezwungen, für mich zu hören. Für mich allein. Darauf war ich nicht wirklich vorbereitet. Aber es war gut so! Und ich durfte erleben, wie ein Gebet erhört wurde: Gottes Wort ist mir an diesem Morgen reicher geworden! Ich danke für diesen Vormittag. Ich danke dem Rufer in der Wüste.

RAGA oder der Moritzburger Gemeinschaftstags-Vierkampf

Diakonin Theresa Matthes,
Brand-Erbisdorf

Mit großem Gepäck bin ich angereist: Neben Schlafsack und Isomatte sind Vorfreude auf den Gemeinschaftstag, Sehnsucht nach lieben Menschen und etwas ungewisse Erwartungen an die Einsegnung mit dabei. Tankanzeige: Halb leer. Besonders erhoffe ich mir diesmal Entspannung vom Alltag, denn ich bin das erste Mal nicht als Studentin und im „Serviceteam" anderweitig beschäftigt. Also wird gleich der

Dienst beim Kaffetrinken angetreten (der übrigens den Vorteil hat, dass alle Ankommenden, die aufgrund von gewissen Düften geweckter Verlangen zwangsläufig hier auflaufen, gleich beäugt und begrüßt werden können). Und so nimmt mein persönlicher Moritzburger Gemeinschaftstags-Vierkampf seinen Lauf: **RAGA – Runterkommen, Austauschen, Genießen, Auftanken.**

Dazu tut allein die Umgebung genug, die an so viele Momente aus der Studienzeit erinnert. Im liturgisch jung gestalteten Gottesdienst sind es der männergewaltige Gesang, der mich jedesmal fasziniert, und das Abendmahl, das zeigt: Jetzt bist du angekommen. Tankanzeige: Es geht aufwärts. Eine Versuchung sich ablenken zu lassen ist allerdings das neue bebilderte Gemeinschaftsverzeichnis – hochinteressant. Genuss ist der Abend der Begegnung mit so vielen Leuten, mit denen man sich mal (wieder) ausführlich unterhalten müsste, und dem köstlichen Spätfilm. Die Erstsemestler mit den tollen Kleidern und Ideen im STUKE tun ihr Übriges für das Flair. Kleiner Wermutstropfen: Gemeinschaftstag letztmalig mit Bernd und Birgitta in der Organisation... Worüber ich aber stutze und mich freue sind die vielen jungen Familien mit Kind und Kegel. Ich dachte schon, das liegt an meinen besonderen Umständen, dass ich nur noch Kinderwagen sehe, doch auch andere bestätigen: Die Gemeinschaft verjüngt sich!

Donnerstag geht´s weiter im Vierkämpfen. Dafür stehe ich schon mal zeitig auf und gehe zur Gebetsgemeinschaft. Danach lockt das Frühstück, welches allen RAGA-Ansprüchen vollauf gerecht wird. Nützt aber nichts – der volle Bauch will in die Kirche getragen werden, denn was Gutes für den Kopf bietet das Referat von Torsten Uhlig über die Propheten. Es klingt noch einiges in mir nach. Von wegen sprödes Thema! Gemeinsames Singen mit Blick auf die Tankanzeige: Füllung läuft. Am Nachmittag weiß ich nicht so richtig, was ich machen soll. Die verschiedenen Workshops sagen mir nicht zu und so denke ich: Kalorien verbrennen ist immer gut und zähle die Punkte beim Volleyballspiel. Natürlich bin ich auch beim Unterstützen der ersten Frauenmannschaft (heißt das dann nicht eigentlich Frauschaft?) im Fußballturnier dabei. Eindeutig haben sie die Fans auf ihrer Seite – geschlossene Buh-Rufe bei Toren der Männermannschaft. Am Abend ist ausgiebig Zeit für Gespräche und Begegnungen. Diesen Kontakt zu Gleichgestellten vermisse ich manchmal im All-

tag. Neue Bar, doch wenig Leute im STUKE – werde ich alt und mir wird die Musik zu laut? Tankanzeige: Wo ist das Bett? Der Freitag ist ganz von Gedanken an die Einsegnung geprägt. Ausgiebiges Frühstück (Warum isst man in Gemeinschaft nur immer so viel?!), noch fehlende Kommilitonin abholen, großer Konvent auf heißen Kohlen. Das schöne Wetter lockt, doch schlägt es pünktlich um, als wir uns (gerade schick gemacht) zur Kirche begeben wollen. Macht nix, wir strahlen ja von innen und bekanntlich guckt Gott beim Berufen und Senden seiner Diakone nicht auf die Frisur. Den Einsegnungsgottesdienst empfand ich mit Liedern und Gesang, in Wort und Segnung als überwältigend. Eindrücklicher Gedanke: Ich muss diese Verantwortung des Amtes nicht allein tragen, ich habe eine Gemeinschaft von Diakonen und Diakoninnen hinter mir. Schließlich klingt der Gemeinschaftstag mit lieben Segenswünschen und Gästen bei Kaffee und Kuchen aus.
Vierkampf erfolgreich absolviert.
Tankanzeige: Es kann weitergehen.

Bildreportage

vom Gemeinschaftstag 2010 aus persönlicher Perspektive
von Diakon Dietmar Ludwig, Treuen

Die Karawane zieht ihren Weg und Du bist mittendrin. Du kommst in vor Leben sprudelnde Orte und durch wüste Landschaften, aber du weißt, da gibt es noch die kleinen und großen Oasen am Weg. Für mich ist eine solche Oase jedes Treffen des Vogtlandkonventes und vor allem der Gemeinschaftstag.

1. Das Ankommen

Nachdem sich noch zwei mit auf den Weg nach Moritzburg gemacht haben, bin ich angekommen. Die Fahrt war kurz- weilig, denn wenn du mit einem lieben Bruder und seiner Frau unterwegs bist, gibt es viel zu erzählen. Ich rolle mit dem Koffer im Brüderhaushof ein. Bekannte Gesichter, Fröhlichkeit und Kaffee, das tut gut.

2. Der Stammplatz

Nichts gegen den „Stammplatz" - bei mir immer: linke Empore, 2. Block erste Reihe. Ich halte einen Platz neben mir frei. Dauert auch nicht lange und Peter sitzt neben mir. Kein langes Gesuche denn wie immer : linke Empore, 2. Block, ... Ich schaue nach, wer da ist. Horst F.: Kirchenschiff rechts vorn, Gerhard D.: rechts hinten, Gerhard R.: links hinten, ... Auch gegenüber die Gewohnten Gesichter. Sage einer was gegen „Stammplätze". Ich bin gespannt, wie der Erzgebirgskonvent den Einstieg gestaltet und erinnere mich dabei an unser Thema von vor vier Jahren. Gedenken an die Verstorbenen: mit manchem bin ich ein Stück Weg gegangen, Bilder kommen wieder. Die Jubiläen: ich freue mich, denn auch aus unserem Konvent ist jemand dabei.

3. Begegnungen

Der Abend ist eröffnet! Schönes Wetter und ich freue mich auf die Gespräche und auf das immer wieder absolut spitzenmäßige Salatbüfett.

4. Alte Bekannte

„Na hallo, wie geht's? Freue mich, das ihr da seid!" „Ist doch ein Muss!" Seit über 30 Jahren – zur Studienzeit und zu jedem Brüder- / Gemeinschaftstag. Wir reden über Privates, Gott und die Welt und unser Programm an den Tagen. Die Rechnung wird abgerundet. Im nächsten Jahr komme ich mit Gottfried ja wieder ins Eiskaffee und dann gibt´s Trinkgeld.

„Also dann bis zum nächsten Jahr und alles Gute!" Ein schönes Gefühl wenn du erwartet wirst.

5. Der Besuch

Ich bin oftmals schneller über das Neuste aus Moritzburg informiert, als die Moritzburger selbst. Wieso ? Na, Olav ruft regelmäßig an. Und so ist jedes Jahr ein Besuch bei Edda, Johannes und Olav Kuske geplant. Dieses Jahr saßen wir nicht auf der Terrasse bei einem Glas Wein – wir haben uns beim Fußball getroffen.
Na dann bis 2011 !

6. Der Spaziergang

Dieses Jahr einmal allein um den Schlossteich. Wieder an die Stelle, wo die Reiter mit den Pferden zur Abkühlung in den Teich geritten sind und ich abends auf der Bank ein Buch gelesen habe. Alte Erinnerungen an die Studienzeit - gut so, auch wenn ich was anderes im Programm verpasst habe.
Die Bank steht immer noch an der gleichen Stelle. Der Blick auf die Schlosskapelle - einfach schön.

7. Der Abschluss

Wenn im Einsegnungsgottesdienst die „Moritzburger Klangschale" singt, geht es mir jedes Jahr immer wieder eiskalt den Rücken rauf und runter – einfach toll !!!

Ich freue mich schon auf das nächste Jahr!

Fotos können keine Gefühle zeigen, aber sie helfen, Erinnerungen, Bilder und Gefühle in mir wieder wach zu rufen. Vielleicht

helfen sie dem Einen oder Anderen von Euch auch - ich würde mich freuen.
Es waren wieder gute Tage in Moritzburg. Die Karawane zieht mit einem Vorrat an lebendigem Wasser weiter. Nur eins lässt mir keine Ruhe: Wie hat Damaris in ihrer Andacht die Zeitung wieder ganz gemacht?

Ein Großbrand und seine Folgen

Vor 40 Jahre brannte das „Vater-Höhne-Haus"

Rektor a.D. Folkert Ihmels, Dresden

Liebevoll und gründlich war der Brüdertag 1970 vorbereitet worden. Rechtzeitig waren die Einladungen für das Treffen vom 20. bis 22. Mai nach Moritzburg unter dem Thema: „Mission - Lebensinn der Kirche" verschickt worden. Anmeldungen lagen reichlich vor. Und wir hatten – wie wir meinten – alles Notwendige für einen guten und schönen Verlauf des Gemeinschaftstreffens getan: Die Quartiere für die Teilnehmer standen bereit (unter anderem auch im „Vater-Höhne-Haus", das um des Brüdertages willen für ein paar Tage von den Proseminaristen geräumt worden war). Die Küche hatte für die gemeinsamen Mahlzeiten ausreichend Lebensmittel eingelagert. Die Organisation für die 3 Tage war in allen Einzelheiten gründlich bedacht – und auch Bruder Glöckner war in der Moritzburger Kirche der Aufforderung des Pfingstliedes EG 135: „Schmückt das Fest mit Maien .." gründlich gefolgt.

So bin ich am Abend des 19. Mai – nach einem letzten Vorbereitungsgespräch mit den Hauseltern Schiffner in dem Grundstück Bahnhofstraße 9 – gelassen und in Vorfreude auf meinen ersten Brüdertag als Moritzburger Rektor im Bachhaus in mein Bett gestiegen.
Und dann kam alles ganz anders! Für mich begann der Tag um 4.30 Uhr. Durch lautes Rufen von der Schlossallee her wurden meine Frau und ich unsanft geweckt. Durchs offene Schlafzimmerfenster erfuhren wir: „Das Vater-Höhne-Haus brennt!" Schleunigst zum Brüderhaus aufgebrochen, sahen wir das Feuer, aber auch den engagierten Einsatz der Moritzburger Feuerwehr. Ich ließ mir die Ereignisse der Nacht schildern: Gegen 3 Uhr in der Frühe hatte ein Diakonenschüler beim Toilettengang den Brand im Nebenhaus entdeckt. Brüderhausvater und Feuerwehr wurden sofort alarmiert und sehr schnell konnte mit dem Notwendigen begonnen werden. Nachdem festgestellt worden war, dass sich auch in der Mansardenwohnung des Brandhauses kein Bewohner mehr befand (eine junge Mutter mit Kind wurden vermisst), konnte das Löschen beginnen. Leider spritzte das Wasser aber nur eine begrenzte Zeit. Im Dresdner Wasserwerk war man auf den hohen nächtlichen Wasserverbrauch in Moritzburg aufmerksam geworden und kam zu dem falschen Schluss, es müsse sich um einen großen Wasserrohrbruch im Ort handeln. Darauf reagierte man mit Absperrung der Hauptwasserleitung nach Moritzburg. Die verzweifelten Feuerwehrleute versuchten über Schlauchleitung aus einem Teich Wasser zu beschaffen. Zeit ging verloren und das Ergebnis war auch nicht zufriedenstellend.

Schließlich gelang es einer benachbarten Baufirma, die im Besitz eines Fernschreibers war (unsere Kommunikationsmöglichkeiten befanden sich damals noch auf einem sehr erbärmlichen Niveau) die zuständige Stelle in Dresden dazu zu bewegen, wieder Wasser zu uns fließen zu lassen. Endlich konnte das Löschen zügig fortgesetzt werden und den Flammen konnte – ohne dass sie aufs Brüderhaus übergegriffen hätten - der Garaus gemacht werden.
Das war schon erst einmal ein wirklicher Grund zum Danken. Für den vorgesehenen Brüdertag freilich waren an diesem Morgen alle Fragen offen. Wir wussten nur, dass sich von diesem Morgen an von überall her eine große Anzahl von Brüdern in Richtung Moritzburg in Bewegung gesetzt hatte. Und allen Verantwortlichen am Ort war ebenso klar, dass das Brüderhausgelände mitsamt seiner Küche, aller Tagungsräume und Unterkünfte in diesem Jahr total ausfallen musste. Was sollte werden?
Am Vormittag des 20. Mai sollte eine routinemäßige Brüderratssitzung stattfinden – sie wurde zur Krisensitzung, in der beschlossen wurde: Da die Anreise der Teilnehmer nicht mehr zu stoppen sei, soll ein Brüdertag durchgeführt werden – der freilich zeitlich auf den Anreisetag selbst beschränkt bleiben muss und so im Wesentlichen aus dem Einsegnungsgottesdient bestehen wird (bedauerlicherweise waren an diesem Tage dann noch nicht alle Einsegnungsbrüder vor Ort! Ihre Einsegnung war ja für Freitag geplant gewesen!).
Soweit der Beschluss, und entsprechend dann auch der Verlauf. So kam es 1970 ungeplant und ungewollt zu einem verkürzten Brüdertag.
Um das Bild aber zu vervollständigen, muss wohl noch hinzugefügt werden: Dieser 20. Mai 1970 war auch für lange Zeit der folgenreichste Termin für uns Moritzburger. Denn die Brandnacht hinterließ der Brüderschaft und dem Brüderhaus als Ausbildungsstätte einen Berg von Problemen und Aufgaben. Dies kann jetzt hier nur kurz verdeutlicht werden. Aber allein schon die Tatsache, dass dem Diakonenhaus von den Behörden nach mühsamen Verhandlungen zwar die Genehmigung zum Wiederaufbau des brandgeschädigten Hauses erteilt wurde, gleichzeitig aber unanfechtbar festgelegt worden ist, dass mit der Wiederherstellung des Gebäudes weder eine Baufirma beauftragt werden durfte, noch dass dafür irgendwelche Materialzuweisungen erfolgen würden – diese nackten Fakten allein zeigen schon, wel-

che schier unlösbaren Probleme damals vor uns standen. Nur dem engagierten Zusammenspiel der Ausbildungsbrüder und der Dozentenschaft, der Brüderhauseltern und aller Mitarbeiter des Diakonenhauses, der ausgesandten Diakone mit einer Berufsausbildung im Baugewerbe und deren Anstellungsträgern (die die Brüder zum Aufbau in Moritzburg für eine oder zwei Wochen freistellen sollten), sowie auch hilfs- und spendenbereiter Einzelpersonen und ganzer Kirchgemeinden und der Hilfe und dem Verständnis des Landeskirchenamtes ist es zu danken, dass Geld und Material organisiert, Mauerwerk hochgezogen und ein neuer Dachstuhl abgebunden werden konnten, und 177 Tage nach dem Brand am 13. November 1970 Richtfest in Moritzburg gefeiert wurde! Zur Veranschaulichung müssten Detailaufgaben geschildert, Episoden erzählt, Namen genannt und unendlich viel Dank ausgesprochen werden. Dies ist nicht möglich – wer weiß jetzt auch noch sämtliche Einzelheiten, um ein lückenloses und allen Beteiligten gerecht werdendes Bild zu malen. Ich hoffe aber, dass sich niemand und keiner zurückgesetzt fühlt, wenn jetzt wenigstens der Name eines Bruder genannt wird, der schier Übermenschliches an Werbung und Überredungskunst, an Geldbeschaffung und Organisation, an Aufspüren von Materialquellen und Logistik geleistet und uns immer wieder mit neuer Aufgabenstellung und mit nicht immer ganz legalen Marschrouten „genervt" hat - unser damaliger Brüderältester Otto Schramm. Ich – und wohl nicht nur ich – werden seiner stets in Dankbarkeit gedenken.

Zum Schluss seien mir noch zwei Rand- und Nachbemerkungen erlaubt: Zum einen: 1970 war nicht nur das Jahr des kürzesten Brüdertages, sondern auch das Jahr der ungewöhnlichsten Brüdertagsbesucher: Neben den rührenden Feuerwehrleuten aus dem Ort „bevölkerten" Fachleute der Berufsfeuerwehr, Brandermittler und Männer der Kriminalpolizei, sowie „2 Herren von einer anderen Dienststelle" (so wurden sie uns vorgestellt) das Brüderhausgelände. Sie nahmen sich ausgiebig Zeit zu einer umfangreichen Inspektion! Und ganz zum Schluß noch eine zweite, sehr persönliche Nachbemerkung: Seit 1970 fällt es mir sehr schwer, das schon genannte Pfingstlied (EG 135) ohne schmerzliche Erinnerungen fröhlich mitzusingen. Die 3. Aufforderung im ersten Vers („zündet .. an") wird wohl bis zu meinem Ende mich an schwere Stunden in der Pfingstwoche 1970 erinnern.

„Wir sind dann mal wech"

oder
GEDANKEN
GEH-Danken
geh DANKEN
GEDANKEN

Diakon Peter Nestler,
Lugau

männerpilgern endlich geht's los wurde ja auch zeit die frauen haben drei jahre vorsprung abfahrt zu hause ankunft in görlitz ... ankunft?
viel geredet und gutes und schweres gehört und die arbeit und so sitzt noch im nacken hat sich wohl im rucksack mit hertragen lassen ...
görlitz, dom, wohltuendes orgelkonzert mit kurzweiligen infos, PilgerSegen im Labyrinth des Altarraumes.
Ankommen, lassen. Jetzt los-lassen. Nun los-gehen.

Wie ist „Mobu-Männer-Pilgern"?
Anfangs typisch Moritzburger „hdl" (laut, derb, herzlich). „Die Arbeit! Die Um- und Widerstände! Was ich noch erledigen muss!" Später auch die stillen Töne „Das hat mir zu schaffen gemacht. Das ist noch nicht vorbei. Ich brauche Hilfe."

Oder männlich-strukturiert:
1. Bei Sonnenschein aus dem hellen-hohen Görlitzer Dom geht es über den Totenstein mit ersten Erschöpfungsanzeichen (= Freude aufs Quartier) nach Arnsdorf (die rustikalste und beliebteste Übernachtung). 2. Bei bedecktem Himmel von da nach Nechern (Gastfreundschaft genießen, deren Verwandte wegen selbstloser Hilfe im Jemen eingekerkert sind). 3. In Regengüssen und Graupelschauern nach Schmochtitz in eine Nobelunterkunft. 4. Hochzeitssuppe im Kloster Marienstern.

Oder - der eine so, der andere so:
Zwischen manchen Orten wurde geschwiegen:
Einer hat Einsichten. Einer nimmt sich selbst und die Natur

wahr. Einen drückt nicht nur der Schuh und er sucht immer noch nach Entlastung. Einen fließt der Mund über und er kann die Freude und Zufriedenheit nicht allein „fassen". Einer hatte ne ´Blasen-Schwäche´, ein anderer nicht...

Oder Pilgergedanken:
Was bringt mich mehr mit Gott in Verbindung – Bibelarbeit oder Blasen an geschwollenen Füßen? Unterwegs sein (angewiesen auf Führung – Danke Cheffchen!! und Gastfreundschaft) statt Sitzen in ´meiner´ Kirche. Nicht tun, leisten können oder müssen, mich ´gehen lassen´ und er-warten. Wir 7 sind alle „aus einem Stall" - und dennoch unterschiedlich, nicht nur in den Schuhgrößen.

Oder Erlebnis-orientiert:
Männer verlaufen sich ja nie! Als es doch 1x (!) geschah, und wir laut über uns witzelten, wurden wir nett von Anwohnern quer durch ihren Garten und ihre Grillparty auf den rechten Weg (zurück)geleitet. Oder, als es uns 1x (!) geschah, war gerade „Stille auf dem Weg" angesagt.
Ich sage euch: Spannend, sieben Männer mit 10 Meinungen, die führungsorientiert geprägt sind und genau wissen, dass sie rechter haben und es den anderen deshalb... und das alles stumm... und am Ende gewann unsere ´Moritzburger teamorientierte hörbereite Art´ und wir waren wieder auf dem Pilgerweg.

Oder O-Ton:
„Ich wollte mich selbst testen – bestanden!" „Keine Blasenprobleme gehabt" „Ich habe einige meiner Brüder näher und besser kennen gelernt" „Gut war die Gemeinschaft, das Miteinander, das Ausprobieren" „Wertvoll waren mir die Stille-Abschnitte" „Zusammen gehen, wo man allein nicht gegangen wäre oder aufgegeben hätte"„Pilgern? Nächstes Jahr wieder!" Und immer wieder das ´altmodische´ Wort: Gemeinschaft!

Oder die 7 ~~Zwerge~~ Diakone:
Michael Böttger, Martin Grüdl (der alles vor-gegangen und vor-geplant hat), Christoph Handschuh, Bernd König (der sonst radelnd pilgert), Peter Nestler, Klaus Tietze (der alles bezahlt, nee, der sich auch Zeit für uns genommen hat), Friedhelm Wehner... die trotz (oder wegen) ihres Alters gepilgert sind und sich fragen, schaffen es die Jüngeren (noch) nicht, brauchen sie es (noch) nicht?

Oder Dank-bar und zu-Frieden:
Danke einer von uns, dir Esther (und den vielen anderen), die uns diesen Weg bereitet haben!

Oder einfach:
Wir waren zu siebt mit DEM Einen unterwegs und sagen: wir waren gefordert und wurden gestärkt. Aus 4 Pilgertagen geht es zurück in den All-Tag.

Wir sind dann mal wieder da!

20 Jahre Partnerschaft

Diakon Helmut Richter
Moritzburg

„Wie lieblich ist's, wenn Brüder – noch besser „G'schwister" – einträchtig beieinander wohnen." Das Wohnen ist in größeren Kategorien zu denken, aber einträchtig und beieinander oder noch richtiger, miteinander, so kann die Partnerschaft der beiden Konvente auch im engen Sinne beschrieben werden. Seit 1990 gibt es eine gut und regelmäßig praktizierte Beziehung zwischen dem Nordschwarzwaldkonvent der Karlshöhe und dem Dresdner Konvent.- Schon vor 1989 gab es „begrenzte" Kontakte zueinander. Das änderte sich dann 1990. Seitdem sind Freundschaften gewachsen. Höhepunkte waren die mehrmaligen Treffen in Pforzheim und Moritzburg, zu denen sich meist eine ganze Busbesatzung auf Reise begab. Besonderen Anteil an dieser langen und intensiven Beziehung hat der Karlshöher Diakon Bruder Kurt Wießler, der über all die Jahre bemüht war, das Band der Verbundenheit zu knüpfen und zu erhalten.

Bild oben: Abend der Begegnung 1994 in einer „Besenschänke", bei Pforzheim. Bild unten: Abend der Begegnung 2010 in Moritzburg.

Abschied

von der „Kapelle zum guten Hirten"

Diakon
Klaus Tietze,
Moritzburg

Glasfenster in der Gorbitzer Kapelle

Vor 111 Jahren hat sich das Diakonenhaus aus Gorbitz und damit auch von der dortigen Kapelle verabschiedet. Zwei Tage nach diesem Jahrestag nahm nun die Nachnutzerin, die Kirchgemeinde Gorbitz, ebenfalls Abschied von dem geschichtsträchtigen Bauwerk.

In einem bewegenden Gottesdienst am 30. Mai 2010 wurde daran erinnert, wie viel Segen von diesem Ort ausgegangen ist. Da wurde vom „Vater Höhne" berichtet und die Gründungszeit unseres Diakonenhauses in den Blick genommen – und da wurde davon erzählt, welche Bedeutung die Kapelle für die Kirchgemeinde hatte, in der Zeit, als Altgorbitz noch ein Dorf war – und schließlich in der Zeit, als das große Gorbitzer Neubaugebiet entstand.
Der Gast aus Moritzburg hatte sich mit Hilfe eines druckfrischen Geschichtsbüchleins mit der Moritzburg-Gorbitzer Vergangenheit vertraut gemacht – und so verspürte er während des Gottesdienstes einen Hauch von Geschichte im Kirchsaal.

Nach Predigt und Abendmahl wurden die sakralen Gegenstände unter Gebet aus der Kapelle entfernt und anschließend in die Philippuskirche gebracht, wo eine Grußstunde die Abschiedsfeier beschloss.

In den 131 Jahren seit ihrer Gründung bot die Kapelle immer wieder Raum für Menschen, die sich in besonderen persönlichen und gesellschaftlichen Situationen befanden. Sie wurde zu einem wichtigen Begegnungsort.

Der Name der „Kapelle zum guten Hirten" klingt eigentlich wie die Bezeichnung eines Gasthauses. Das liegt auch inhaltlich ziemlich nahe.
Von 1878 bis 1899 bot die Kapelle den Diakonen und ihren Schützlingen Herberge. Seither war die örtliche Kirchgemeinde dort zu Gast. In absehbarer Zukunft wird die Evangelische Koreanische Gemeinde Dresden e.V. in die Kapelle einkehren und sie in Besitz nehmen.
So werden auch künftig Menschen an diesem Ort Stärkung auf ihrem Weg durch grüne Auen und dunkle Täler bekommen – und der einstige Gründungszweck bleibt erhalten.

Übrigens: Von den legendären „Moosröschen" (siehe Geschichtsbüchlein) weiß man in Gorbitz nichts mehr. Schade, der Autor hätte sich so gern einen Ableger erbeten - direkt vom Ort, wo unsere Gemeinschaft ihre Wurzeln hatte.

eingesegnet 2010

Elstner, Konrad
Gebhardt, Andreas
Hagedorn, Stephanie geb. Schädlich
Hanisch, Juliane geb. Wohlgemuth
Harmjanz, Ulrike
Kebschull, Thomas
Keller, Andreas
Lohse, Hendrik
Maeser, Thomas
Matthes, Theresa geb. Anders
Mempel, Matthias
Radke, Frank
von Rechenberg, Sonnhild geb. Brause
Richter, Matthias
Schlagmann, Susan geb. Flechsig
Sidon, Christiane
Wohlgemuth, David